

Tagung: Zeiten bezeichnen. Frühneuzeitliche Epochenbegriffe: europäische Geschichte und globale Gegenwart
Ort: Wolfenbüttel (online)
Veranstalter: Andreas Mahler / Cornel Zwierlein,
Wolfenbütteler Arbeitskreis Frühneuzeitforschung
Datum: 30.06.2021 – 02.07.2021

Von:
Moritz Zimmermann, Georg-August-Universität Göttingen

Jede historisch arbeitende Disziplin setzt sich auf die eine oder andere Weise mit der Aufgabe der Epochenbildung auseinander. Dabei werden weniger Für und Wider einer genauen Datierung des vermeintlichen Epochenwandels verhandelt als vielmehr die kritische Inbetrachtung des Epochenbegriffs selbst, der zwar heute als scheinbar homogene Entität allenthalben zu einem nötigen Übel, gewissermaßen einem pragmatischen Etikett degradiert worden ist, aber doch – ganz wissenschaftspolitisch – Daseinsberechtigung ganzer Teildisziplinen sein kann.

Zeiten zu bezeichnen besitzt daher trotz oder gerade wegen der Widersprüchlichkeiten epochenmachender Zuschreibungen zeitlose Bedeutung – eine Erkenntnis, die unzweifelhaft für die von ANDREAS MAHLER (FU Berlin) und CORNEL ZWIERLEIN (FU Berlin) zwischen dem 30. Juni und 2. Juli 2021 organisierte Online-Tagung „Zeiten bezeichnen. Frühneuzeitliche Epochenbegriffe: europäische Geschichte und globale Gegenwart“ an der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel zutrifft. Denn auch hier gilt: Dieses Gründungssymposium sieht sich nach der Zusammenführung zweier Arbeitskreise – für Renaissance- und für Barockforschung – zum neu formierten Wolfenbütteler Arbeitskreis Frühneuzeitforschung mit der Bezeichnungsfrage der Zeiten konfrontiert.

In seiner Einführung bemühte sich Mahler darum, die theoretischen Grundannahmen der Tagungsinhalte zu bündeln und verwies zum einen auf die prekäre Konstruktion der semantischen Epochen als Ordnungsgrößen und Referenzkategorien, die ein bewusstes Sprechen über Zeit jedoch erst ermöglichten, zum anderen auf die vielfältigen Versuche, den zweifach diskriminatorischen Akt der Epochenabgrenzung zu einem distinktiv anderen Vor- und Nachher kommunizierbar zu machen, kurz: den Zwischenraum epochalen Wandels erzählen und bezeichnen zu können – seien es die Perspektivierung der Kontinuitäten über Epochengrenzen hinweg, der revolutionären Brüche oder der transformationsgeschichtlichen Prozesse, die zwischen Assimilation und Akkommodation das kollektive Äquilibriumsniveau von Epochen nachzuweisen suchten.

Cornel Zwierlein wiederum betrachtete in seinen einleitenden Worten die akademische Genese der Frühneuzeitforschung. Als Kind des Kalten Krieges sei die Entstehung der Disziplin nicht nur auf Spezialisierungstendenzen, sondern auch auf das Ziel zurückzuführen, die Ursprünge der liberalen, kapitalistischen Modernisierungserzählung in Abgrenzung zu den neomarxistischen Geschichtsteleologien nachzuvollziehen, ein Teilaspekt der disziplinären Identität, der nach 1989 verloren gegangen sei und seither darauf gerichtet seien sollte, mit distinktiver, methodologischer und theoretischer Forschungsagenda plurale Modernitäten intra- und interkulturell auf Ko-Evolutionen von Zeitverständnissen auf globaler Ebene zu untersuchen.

Die erste Sektion der Tagung: „Sinn und Unsinn von Epochenbezeichnungen: Frühe Neuzeit und Periodisierung“, eine Sektion, die sich dem allgemeinen Problem der Epochenbildung annahm und nach dem Sinn von Periodisierung mit Blick auf die Frühe Neuzeit als Unterabschnitt der Trias Antike – Mittelalter – Neuzeit fragte, eröffnete DANIEL WOOLF (Queens). Es sei bereits hier vorweggenommen: Die Tagungsteilnehmer:innen teilten sicher mit Woolf die Ansicht, dass die historische Praxis mit ihren Epocheneinteilungen als unbestreitbar unzureichend angesehen werden

müsse. Doch der Akt des Periodisierens, so Woolf, bleibe auch weiterhin ein wichtiger Bestandteil der Arbeit der Historiker:innen. In Anlehnung an Kathleen Davis und Frederic Jameson stellte er hierzu klar, dass wir zwar nicht ständig die Vergangenheit periodisieren, aber als historisch arbeitende Profession nicht *nicht* periodisieren könnten, anders gewendet: Der mentale Akt der Periodisierung sei ein wichtiger, ein unumgehbarer Bestandteil der Arbeit von Historiker:innen – mit Koselleck ließe sich sogar von einer Notwendigkeit sprechen – um sich nicht in genereller Infra-gestaltung zu verlieren.

Wer nach Epochenkriterien fragt, der muss nicht zwingend nach der Periodisierung der Vergangenheit fragen. STEFAN WILLER (HU Berlin) plädoierte dafür, den Akzent auf die Vorstellung der Zukunft als Epochenkriterium für die Frühe Neuzeit zu legen. Für eine Bestimmung der Moderne seien die Zukunftsvorstellungen ja bereits mehrfach untersucht worden, man denke hier nur an Kosellecks Begriff der ‚Sattelzeit‘, in dem die Futurisierung der Zeit und die Verzeitlichung der Zukunft beschrieben worden sei – also ein verändertes Verhältnis von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont und die Entwicklung neuartiger Prognose- und Planungstechniken näher ausgedeutet würde.

Inwiefern in der Frühen Neuzeit selbst End- und Nachzeitigkeit aufgefasst werden könne, zeigte Willer anhand der literarischen Zeitreflexion und -konstruktion in Grimmelshausens *Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch* (1668). Willer gab dabei den Hinweis auf den Anfang des Romans, in dem vom Ende die Rede sei und vom Ende des Romans, der gleichzeitig einen neuen Anfang insinuiere. Der Roman zeichne sich durch gleichermaßen zukunfts-gewisse und -ungewisse Deutungen aus, die ihren tiefsten Grund in der zeitlichen Trennung von Ich-Erzähler und erzähltem Ich haben. Die Zukunft des erzählten Ichs sei die Gegenwart des Ich-Erzählers; zur zeitlichen Konvergenz komme es erst am Ende des Romans, sobald das erzählte Ich die Zeitstufe des Ich-Erzählers erreicht habe. Ein Einschnitt in die Zeit, eine *ἐποχή* (Epoché), sei jedoch nicht zustande gekommen, da durch weitere zusätzliche Erzählungen in den Folgejahren die Zeit des Simplicius eine stetige Verlängerung erfahren habe.

Ein generelles Plädoyer für Epochenbegriffe hielt THOMAS MARTIN BUCK (Freiburg i.Br.). Jene Begriffe, so stellte Buck fest, seien epistemologisch zwar weder Abbilder der Wirklichkeit noch ontologische Entitäten. Dem Mangelcharakter der Epochenbegriffe zum Trotz, so insistierte Buck, könne Geschichte aber ohne sie nicht gedacht werden, da Geschichte ein Konstrukt sei und der begrifflichen und damit sprachlichen Erfassung bedürfe, um erkannt, erzählt, verstanden und vermittelt zu werden. Epochenbegriffe versteht Buck somit auf epistemologischer Ebene als sprachlich-mentale Hilfsmittel zum Zweck der geistigen Beherrschung des empirisch Gegebenen. Erst durch die Konstruktion, also nachträgliche narrative Ordnungen – wie die Epochalisierung nun einmal solche sind – würde eine künstliche Rahmung geschaffen, die Zeit retrospektiv verständlich und den Gegenstand erst diskutier- und für andere erfahr- und erlernbar mache und daher als narratologisches, heuristisches und didaktisches Merkmal unverzichtbar sei.

Auf die Wirkmächtigkeit epochenspezifischer Erzählstrukturen und die Anstrengungen, die es ihrer Überwindung bedarf, verwies PHILLIP HAAS (Wolfenbüttel) am praktischen Beispiel der Stadtgeschichte. Er verdeutlichte, dass sich wirkmächtige Narrative herausgebildet hätten, die Städteentwicklung im frühneuzeitlichen Alten Reich als tiefes Tal beschrieben – sei es, dass Staatsgründungen die Freien Städte und die Verfassungen die Privilegien verdrängt hätten, sei es, dass genereller wirtschaftlicher Niedergang und geringere Städtegründungen Hand in Hand gingen. Der normativen Kraft dieses Erzählkonstrukts hält Haas einzelne Beobachtungen entgegen, die gängige Erzählungen von der Verdrängung der Freien Städte und dem wirtschaftlichen Niedergang durch neue Freiheiten, politische Handlungsspielräume und wirtschaftliche Konjunkturphasen zu ersetzen versuchten, in anderen Worten: ein Beispiel dafür lieferten, wie epochale Schablonen nicht

zuletzt erkenntnishinderlich seien und als inhaltsleere Großbegriffe zur Vereinheitlichung tendierten, wo Differenzierung das Gebot wäre.

Wann sind wir? Die zentrale Frage, die ACHIM LANDWEHR (Düsseldorf) in seinem Abendvortrag umtrieb, ist unmittelbar mit der Problematik der Periodisierung verbunden. Die Epocheneinteilungen seien oftmals durch Widersprüchlichkeiten gekennzeichnet. Als retrospektive Konstrukte liefen sie ständig Gefahr, historisch disparate und singuläre Ereignisse zu normalisieren, etwas, das nicht normalisiert werden könne. Periodisierungen beschwören durch ihre normalisierenden und normativen Kräfte zudem das Gefühl, sie seien kohärente Entitäten, in denen alles, was in ihren abgesteckten Zeiträumen geschehe, auch zwangsläufig ihr essentieller Bestandteil sei. Jedoch ließe sich von Epochen genauso als historisch stets ungenügenden, aber pragmatischen Hilfsmitteln der Orientierung sprechen, und somit auch als Formen der Selbstbestimmung – sie lieferten also eine Antwort auf die Frage, wann wir seien – eine ungenügende Antwort, wie Landwehr weiter ausführte. Nicht nur, dass die Einteilung in Epochen ‚Chronozentrismus‘ befördere – die Gegenwart als bisherigen Höhepunkt der historischen Entwicklung auszudeuten, sie münde auch in eine beinahe pathologische, beständige Selbstbeobachtung der Gegenwart. Die Vorstellung, stets neue Epochen ausrufen und als Zeitgenossen den historischen Moment des Epochenwandels wahrnehmen zu können, sei nichts anderes als ein Irrglaube – von Landwehr ‚Epochalismus‘ genannt, der seine Wurzeln weniger in historischem Anspruch als im Willen zur machtvollen Ausgestaltung der Gegenwart habe. Um zu verstehen, wann wir Menschen seien, müsse die Vielzeitigkeit einer Epoche, Fähigkeiten von Kollektiven sich auf vergangene Wirklichkeiten zu beziehen, um sie anwesend zu halten, genauer klargemacht und in relationale Gebilde eingefügt werden – Vorgänge, die Landwehr mit seinen Begriffen ‚Chronoferenz‘ und ‚Zeitschaft‘ versucht auszudrücken.

Die Dringlichkeit, sich mit den Fallstricken historischer Epochenbildungen auseinanderzusetzen, gilt für jede historisch arbeitende Wissenschaft. Dass die interdisziplinäre Infragestellung der Epochen-systematisierung dabei fruchtbare erzählerische Neuausrichtungen ermöglicht, belegt der Beitrag des Musikwissenschaftlers REINHARD STROHM (Oxford), der die zweite Sektion „Fallstricke epochenbezogener Begriffsgeschichte: Grundannahmen und Konnotationen“ eröffnete. Strohm nahm die musikalischen Neuerungen in den oberitalienischen Städten der 1430er Jahre in den Blick und wusste zu erkennen, dass der generalisierte Rückbezug der Renaissance auf die Antike kaum für die Musikgeschichte zutreffend sei, ja sogar von einer ‚humanistischen Legende‘ gesprochen werden müsse. Diese falsche Genealogie der Gründerväter einer ganzen Disziplin ließe sich nicht zuletzt darauf zurückführen, dass die Musik der ‚Eingemeindung‘ in die Humaniora und damit der vereinheitlichen Meistererzählung der Antike als Ursprungsort aller Künste anheimgefallen sei.

ANNETTE SIMONIS (Gießen) machte zudem auf die Schwierigkeit aufmerksam, der Wirkmacht metaphorischen Sprechens über Epochen zu entkommen. Sie plädierte für einen kritisch-selbstreflexiven, innovativen und sprachlich angemessenen Umgang mit Metaphern und näherte sich der Praktikabilität dieser Forderung durch Abgrenzung zu weniger gelungenen Beispielen wie Stephen Greenblatts „The Swerve“, eine auf den ersten Blick gut gewählte sprachliche Verbildlichung der Abweichung von einer vorgezeichneten Bahn. Doch inhaltlich verkläre Greenblatt Poggio Braccolinis vermeintliche Entdeckung der lukrezischen Handschrift „De Rerum Natura“ dann doch als Revolution und epochemachenden Moment. Verknappt ließe sich sagen: Greenblatt habe einen Sensationalismus kultiviert, der letztlich den gängigen Epochenkonstruktionen der Renaissance entspreche.

Eine Kritik am Epochenparadigma der Renaissance legte BERND KULAWIK (Bern) anhand von Claudio Tolomei und Claudio Monteverdi für die Architektur- sowie die Musikgeschichte vor. Ziel

von Tolomeis Netzwerk, der „Accademia (de lo Studio) de l'Architettura“, sei die Wiedererweckung des Studiums der antiken Architektur gewesen, jedoch nicht, um sie formidentisch wieder aufleben zu lassen – weder antike Thermen noch Sportanlagen sollten das frühneuzeitliche Rom prägen. Tatsächlich sei das praktische Wissen der antiken Texte zur Lösung der aktuellen Probleme einer genuin zeitgenössischen Architektur herangezogen worden. Auch Rückbezüge auf die antike Musik- und Proportionslehre ließen sich im Programm der Accademia vergeblich finden. Die vermeintliche Wiedergeburt einer alten Musiktheorie, die eine Wiederkehr des Gleichen suggeriere, habe sich letztlich als begriffliche Fehlleistung erwiesen, da sie seit Boëthius ungebrochen bestanden habe. Selbst die *Seconda Pratica* habe schließlich ihren bekannten Ursprung in der Antike und sei daher keine neue Erfindung Monteverdis, sondern habe im 16. und 17. Jahrhundert lediglich eine Erneuerung erfahren.

Der Anglist INGO BERENSMEYER (München) vollzog anhand der Frage nach dem Buchdruck als epochenmachendem Zugang die Möglichkeiten der Medien- und Kommunikationsgeschichte als hinreichendem Aspekt für die literaturwissenschaftliche Periodisierung. Die Kontinuität vom frühen Buchdruck bis zur gegenwärtigen Büchergesellschaft sei dabei – zumindest für das frühneuzeitliche England – durch mehr Brüche gekennzeichnet als die Teleologie der Erfolgsgeschichte ‚Buch‘ vermuten ließe. Soll die Frühe Neuzeit also über den Buchdruck definiert werden? Nicht für Berensmeyer. Insbesondere für das 17. Jahrhundert ließen sich vielfältige Beispiele für weitverbreitete Praktiken der Handschriftlichkeit – gewissermaßen eine Manuskriptrevolution – rekonstruieren, die den Buchdruck somit weniger als disruptive Innovation als viel eher koexistierenden Medien-Typus erscheinen ließen, der verdeutliche, dass eine Epochensignatur über den Mediengebrauch multiple Zäsuren offenlegen könne.

Wusste Achim Landwehr noch festzuhalten, dass ein Epochenwandel erst in der Retrospektive eine Ausdeutung erfahren könne, hielt SUSAN RICHTER (Kiel) mit ihrem von Giorgio Agamben entlehnten theoretischen Begriff des ‚Zeitgenossen‘ als liminalem Akteur des 18. Jahrhunderts eine historische Figur dagegen, die sich gerade durch ihre eigene Erkenntnis, in einer Zeit des epochalen Wandels zu leben, auszeichnete. Anhand Rétif de la Bretonnes *Les nuits de Paris* (1788) ließ Richter erkennen: Der Zeitgenosse könne den historischen Bruch doch selbst feststellen. Rétif, so Richter, diene als organischer Spiegel, gewissermaßen als Prisma seiner eigenen Zeit, um polysemisch mit anderen Zeiten des kontinuierlichen Wandels zu kommunizieren. Das heißt konkret: Wenn Rétif als nächtlicher Wanderer einige Ausflüge in die Zukunft mache und versuche, mit den Parisern des Jahres 7777 zu interagieren, während hier alles zerstört, die Seine zum Rinnsal verkümmert sei, dann erkenne er seine eigene Zeit zwischen 1788 und 1794 als Teil dieses Zeitwandels, er sehe – immer im Gegensatz zu seinen Mitmenschen – den beunruhigenden Moment der Gegenwart, der die Zukunft nachhaltig verändere.

Dringlich ist die Frage nach Periodisierungen indes auch, weil historische Erkenntnispotentiale hinter teleologischen Narrativen zurückzutreten drohen. MARCUS HARTNER (Bielefeld) bot hierfür mit seinen Ausführungen zur frühen Empire-Geschichte ein eindrucksvolles Beispiel, indem er die Feierlichkeiten während der Hochzeit des späteren Winterkönigs Pfalzgraf Friedrichs V. und seiner Angetrauten Elisabeth aus dem Jahr 1613 untersuchte. Auf der Londoner Themse seien in theatralischer Manier nicht nur venezianische und spanische Flotten besiegt, sondern auch osmanische Schiffe von der Royal Navy aufgerieben worden. Hartner erkannte in diesem Schauspiel weniger eine proto-imperialistische Machtdemonstration, weniger eine gewisse Zukunft, die ein englisches Weltreich antizipierte, sondern eher eine in ihrer eigenen Gegenwart situierte und nur durch ihren eigenlogischen Vollzugsakt nachvollziehbare Auffächerung der politischen Lage, in anderen Worten: einen handfesten Rückbezug auf die Schlacht bei Lepanto und die tagespolitische Auseinandersetzung mit den Barbaresken in Algier. Es seien letztere Deutungen, die für

Hartner als koexistierende Realitäten bei der verstärkten Suche den frühen imperialistischen Wurzeln des britischen Empire in der Frühen Neuzeit leicht der Aussparung anheimfielen.

Das Theater lag auch im Fokus von ANNE ENDERWITZ (HU Berlin). Sie legte eine Untersuchung der Formen und Funktionen des englischen *commercial theatre* vor und wie es modern gedeutet werden könne. Da für Enderwitz Modernität nicht selten mit Reflexivität assoziiert werde, verdeutlichte sie am Beispiel der London Comedy *The Knight of the Burning Pestle* (1607) die (Selbst-)Reflexivität des frühneuzeitlichen Theaters. Gemeint sind die vielfältigen Potentiale des kommerziellen Theaters, ontologisch unsichere Gegenwarten, politische und theologische Kämpfe, aber auch (Un-)Gewissheiten der eigenen Gegenwart zu adressieren und selbstreflexiv auszudeuten. Das heißt: *The Knight of the Burning Pestle* zeige das lokale Leben, die satirisch unterlegten Wünsche der einfachen Leute und ihre Makel, während das Stück gleichzeitig selbstreflexiv die meta-theatralische Konvention über Genre, andere Stücke, gegeneinander kämpfende poetologische Behauptungen über den Wert von Handlung und unterschiedliche Zuhörerschaften mitverhandle. Ihr bis heute ungebrochenes Wirkungspotenzial zögen Stücke wie *The Knight of the Burning Pestle* deshalb aus der Tatsache, dass das Publikum, das auf und neben der Bühne agiere, repräsentiert werden möchte und daher ein Verlangen danach äußere, aus der eigenen Lage und seinen Wünschen Sinn zu gewinnen. Hierin läge in einer wechselhaften Welt ein zentraler Punkt von komplexer theatralischer (Selbst-)Reflexivität.

Zum Auftakt der dritten Sektion: „Epochenbegriff und Disziplin: Frühneuzeitbegriffe in den Fachgeschichten“ untersuchte JÖRN STEIGERWALD (Paderborn) den literarischen Grund für die „Querelle des Anciens et des Modernes“: Charles Perraults 1687 erschienenes „Le Siècle de Louis le Grand“, ein Widmungsgedicht, das ein ganz eigenes Jahrhundert jenseits der komputistischen Zeitrechnung angeboten habe. Perrault, so die These Steigerwalds, lege in seinem Widmungsgedicht und weiteren, im Anschluss daran veröffentlichten Schriften die Grundlage für eine eigene Tradition, für eine neue Konzeption der Künste, die als Gegenwartskunst gleich in zweifacher Hinsicht verstanden werden könne, da sie eine Kunst bezeichne, die für die jeweilige Gegenwart geschaffen würde und zudem in diese eingebettet sei. Diese Form der Gegenwartskunst verwirklichte sich erstmals im „Siècle de Louis le Grand“ und durch dessen spezifische Kulturpolitik, die sich im künstlerischen Habitus und seiner sozio-kulturellen Einbindung in höfische und städtische Logiken, vor allem aber in die betreffenden Institutionen der Künste manifestierte.

Einen Kontrapunkt zur zeitgenössischen Selbstwahrnehmung im „Siècle de Louis le Grand“ bot MARKUS MEUMANN (Gotha) mit einer Untersuchung zum 17. Jahrhundert und der zeitgenössischen Auffassung, in einem „eisernen Zeitalter“ zu leben. Die Zeitgenossen hätten sich entlang gängiger Geschichtsteleologien in einem kriegsgeplagten und von moralischem Verfall geprägten Zeitalter verortet, das sich immer selbstreferenziell zu Goldenen Zeitaltern der Vergangenheit positioniert habe. Auch der heutigen Historiographie attestiert Meumann ein neuentfachtetes Interesse, zeitliche Einteilungen wieder in Jahrhunderten vorzunehmen. Während das 18. Jahrhundert als dasjenige der Aufklärung und Vernunft und das 16. Jahrhundert als Reformationsjahrhundert stilisiert werde, fehle dieses *Genius Saeculi* im 17. Jahrhundert. Meumann wusste anhand von Christoph Weigels geschichtsdidaktischem Werk *Sculptura Historiarum Et Temporum Memoratrix* (1697) zu zeigen, dass sich Gesellschaften des 17. Jahrhunderts ähnliche historische Einteilungsgedanken machten, wie heutige Historiker:innen – man denke hier an die komputistischen Unterteilungspraktiken, die nach 1600 etabliert worden seien. Das alles komme aus den geschichtsdidaktischen Arbeiten des 17. Jahrhunderts als Medium entstehender Epochen- und Generationsdisziplin. Das Beispiel von Weigels Geschichtsdidaktik legt nicht zuletzt nahe, dass auch die Probleme der Epochalisierung vornehmlich aus der Frühen Neuzeit selbst kämen.

Für eine Stilgeschichte der Epochenkategorien warb indes FELIX SPRANG (Siegen). Für die Literaturwissenschaften ginge es zuvorderst darum, die unreflektierte Übernahme von Periodisierungen und ihre damit verbundenen Großerzählungen aus den Geschichtswissenschaften neu zu problematisieren. Ein Hauptnarrativ der Anglistik sei so übernommen worden, die Rede ist von der Bedeutung der Gründungen von Akademien für das frühneuzeitliche Wissenschaftsverständnis, hier im Speziellen: die Gründung der Royal Society, deren Säulenheiliger Francis Bacon durch Thomas Sprats *History of the Royal Society* (1667) als Genius der Institution inszeniert worden sei. Doch bereits 1657 vermittelte William Rawley in seiner *Resuscitatio* ein gänzlich anderes Bild Bacons, eher dasjenige eines zeitgenössischen Universalgelehrten, dessen Erkenntnisse auf solidem Bücherwissen basierten und der somit nicht mehr viel mit Sprats Experimentalwissenschaftler der Moderne gemein habe. Diese Gleichzeitigkeit von abweichenden Deutungen könne nun in den netzwerktheoretischen ‚trading zones‘ von Peter Gallison nicht nur genauer gefasst und Bacon als Akteur ohne nennenswerte Verbindungen zu den prominenten Naturphilosophen der Zeit beschrieben werden, es könne auch das wirkmächtige Narrativ der „wissenschaftlichen Revolution“ aufgebrochen werden, da die Netzwerkanalysen zeigten, dass die Rolle der Royal Society hier zumindest relativiert werden müsse. Den Stil als semiotische Kategorie für die Vergangenheit stark zu machen hieße dann, keiner Epoche einen Stil zuzuschreiben, den Blick auf die Komplexitäten vergangener Zeiten aus der emischen Perspektive zu lenken, Koexistenzen von Deutungen deutlicher zu benennen und Diachronizitäten effektiver nachzuempfinden.

Thomas Sprat stand auch im Beitrag von FLORIAN KLAEGER (Bayreuth) im Mittelpunkt des Interesses. Ebenfalls anhand von Sprats *History of the Royal Society* erkundete Klaeger eine Landwehr'sche ‚Chronofrenz‘ in der englischen „wissenschaftlichen Revolution“. Klaeger näherte sich Sprats Gliederung der Geschichte der Royal Society in drei verwobene Zeitebenen: Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Im Grunde konstruiere Sprat eine Vergangenheit, die von fehlender Wissenschaftlichkeit oder gar Wissenschaftsfeindlichkeit, Eitelkeiten und Epigontum gekennzeichnet sei, in anderen Worten: eine spezielle Vergangenheit, die *ex negativo* das eigentliche Programm der Royal Society der Gegenwart vorwegnehme, und eine Gegenwart, die als Blüte der Wissenschaft gekennzeichnet sei durch Faktenorientierung, Freiheit vor Dogmen, eine gebotene empirische Ernsthaftigkeit und Pragmatik sowie durch Förderung des Autoritären. Die Überwindung der Vergangenheit als Errungenschaft der Gegenwart werde dabei nun die Zukunft als utopischer Auftrag, der aus dem Hier und Jetzt entstehen solle, gegenübergestellt. Das metaphysische Andere, die Angst vor der Ungewissheit sei gebannt, die naturwissenschaftliche Methodik verspreche nicht nur Besserungen für die Zukunft, sondern hole vielmehr die Zukunft in die Gegenwart und sei somit ein Ansporn für die Mitglieder der Royal Society, die angenommene Utopie präsentisch werden zu lassen.

Auf die Gefahr, dass Epocheneinteilungen mitunter mit epochenspezifischen Topoi verbunden sind, verwies MARTIN NESVIG (Miami) zu Beginn der abschließenden vierten Sektion: „Globale Frühe Neuzeiten“. So gelte das Mittelalter nicht selten als Zeitraum besonders wirkmächtiger millenaristischer Tendenzen der Franziskaner und der Inquisition, die weniger durch juristisches Fachpersonal als durch laienhafte Mönche geleitet worden sei. Die Frühe Neuzeit hingegen sei zumeist als legalistische Epoche, als ein Zeitalter des kodifizierten Rechts beschrieben worden. In seinem Vortrag zeichnete Nesvig nun das Vorgehen von vier spanischen Inquisitoren im kolonialen Mexiko nach, die sich dadurch auszeichneten, dass sie Mentalitäten verkörperten, die wir sowohl dem Mittelalter als auch der Frühen Neuzeit zuordnen könnten und sich so einer einfachen Klassifizierung entzögen. Millenarismus und die Einrichtung einer Inquisition ohne Rechtsunterstützung zeichneten das Agieren des apostolischen Inquisitoren Zumarraga und des Bischofs Vasco de Quiroga ab den 1530er Jahren ebenso aus wie der ausdrückliche Verzicht auf die Einrichtung einer

Inquisition oder die soziale Disziplinierung der Indigenen durch Umsiedlungen und durch Übersetzung ermöglichte Bibelkunde. In den 1560er und 1570er Jahren seien schließlich unter dem Erzbischof Alonso de Montúfar und dem ersten Generalinquisitor Pedro de Moya y Contreras Inquisitionsvorgänge in die Hände von Rechtsexperten übertragen und in einen legalistischen Apparat umgeändert worden.

CORNEL ZWIERLEIN (FU Berlin) wies nach, dass die Intersektion der „Querelle des Anciens et des Modernes“, des Ritenstreits und der zunehmenden Vergleiche zwischen europäischen und nicht-europäischen Zeitvorstellungen bereits im 18. Jahrhundert eine Erschütterung der dreifachen humanistischen Aufteilung von Antike, Mittelalter und Neuzeit vorweggenommen und daher zu einer Ausdifferenzierung mehrerer antiker und moderner Zeiten – letztlich auch zur Frühen Neuzeit – geführt habe. Europäische Akteure hätten nicht nur die Rekonstruktion großer Abschnitte der chinesischen Geschichte avisiert, Ziel sei auch ein allgemeines Verständnis ihrer Identität und ihres Charakters gewesen. Die chinesische Geschichte, ihr Alter, ihr Charakter und ihre Verlässlichkeit seien somit im frühneuzeitlichen Europa selbst zu einem Vergleichsobjekt geworden – eine Tendenz, die Auswirkungen auf europäische Selbstkonzeptionen hatte: beispielsweise die Frage nach der Universalität oder Partikularität der Sintflut und der im letzteren Fall damit einhergehenden Relativierung der Erzählungen der Bibel oder die Verlässlichkeit chinesischer Historiographie nach der Verbrennung aller Geschichtsbücher des Jahres 213 v. Chr. Auch die Verteidigung eines bewussten interzivilisatorischen Vergleichs, der China nicht nur eine eigene Antike, ein eigenes Alter jenseits der europäischen Zählung, sondern auch eine eigene Perspektive auf Kulturkontakte mit außerchinesischen Akteuren zugesprochen habe, ließe sich hier nennen. Der Erkenntnis globaler Früher Neuzeiten sei schließlich die Vorstellung von chinesischer Geschichte als selbstständigem analytischen Gegenstand vorgelagert gewesen, die in eigene Erzählungen komparatistisch integriert worden sei.

Dass unsere Gegenwart immer noch die Spätfolgen der frühneuzeitlichen Projektemacherei verspüre, verdeutlichte abschließend JOYCE CHAPLIN (Harvard) an Benjamin Franklin und des ‚projecting age‘. Inspiriert von Daniel Defoes Bezeichnung des eigenen Zeitalters in „An Essay Upon Projects“ (1697), beschrieb Chaplin auch Franklins Zeit als eine solche auf Planung und Vorhersehbarkeit ausgerichtete Epoche, zeichnete somit gleich mehrere fundamentale Veränderungen seit dem frühen 15. Jahrhundert nach: zum einen eine in der englischen Vormoderne erkennbare Verschiebung von der räumlichen Ebene hin zum Vorrang der zeitlichen Ebene und zum anderen – daraus entspringend – der Versuch des Bürgertums, über Projektemacherei – in Franklins Fall seien dies beispielsweise Versicherungen für Seemänner oder Witwen gewesen – den menschlichen Einfluss über die Zeit und die gesteigerte Bedeutung des diesseitigen Lebens erkennen zu lassen – unzweifelhaft eine bemerkenswerte Entwicklung, denn langfristige Kontrolle über Zeit sei weiterhin ein Privileg der Eliten gewesen – man denke hier nur an Handelsprivilegien, die englische Könige für 1000 Jahre verlängerten. Auch über seine Zeit hinaus habe sich Franklin durch prospektives Handeln für die Nachwelt sichtbar gemacht, tatsächlich sei sein Einfluss durch finanzielle Unterstützung in den Institutionen des heutigen Boston und Philadelphia weiterhin sichtbar, ein Indiz dafür, dass Kosellecks Deutung des modernen Fortschritts als einer temporalen Beschleunigung, die die Zukunft unvorstellbar werden ließe, durch Franklins Beispiel zumindest in Frage gestellt würde. In einem Ausblick auf die Aktualität der Tagungsinhalte bot Chaplin zudem einen beschließenden Kommentar zu den Debatten um das Anthropozän: Es ließe sich durch Franklins Beispiel erkennen, dass Zukunftsplanungen selbst bereits eine lange Geschichte besäßen. Der Kern des Crutzen'schen Epochenkonzepts liege im Planungsentwerfen und seinen Folgen, sodass man insofern Planungshandeln selbst historisieren müsse.